

KOLUMNE zum Business Case «Psychische Gesundheit»

Stabsstelle für Schlafstörung?

Kürzlich moderierte ich an der Kadertagung einer Stadtverwaltung. Präsentiert wurde unter anderem das Resultat einer Mitarbeitendenumfrage. 50 Prozent, so eine der Erkenntnisse, leiden unter Schlafstörungen. Und fast ein Viertel gibt an, sich nach der Arbeit ausgelaugt oder erschöpft zu fühlen. Die Personalabteilung reagierte ziemlich ernüchtert ob des Ergebnisses und diskutierte mögliche Massnahmen: Eine Stabsstelle «psychische Gesundheit» gründen, so wie man eine Stabsstelle «Gender» oder «Elder care» gründet? Die Vorgesetzten in Workshops schulen, sodass sie frühzeitig erkennen, wenn sich ein Erschöpfungszustand einzustellen droht? Eine bessere Feedbackkultur schaffen? Eine Schulung anbieten, «wie gebe ich dem Mitarbeitenden richtig zu verstehen, dass ich ihn wertschätze»? Modernere Arbeitsformen fördern, sodass die Vereinbarkeit von Beruf und Betreuung zu Hause besser gelingt, was einer ausgeglichener Psyche dienlich sein kann?

Ist ein «heimisches Gefühl» im Büro nicht auch wichtig?

Nicht nur Grossunternehmen, auch halbstaatliche Betriebe wie die Swisscom und die Post haben fixe Arbeitsplätze sowie Festnetztelefonnummern abgeschafft. So fällt nicht mehr auf, wenn jemand statt des Arbeitens in der Firma das Homeoffice pflegt. Mitarbeitende sind mit dem Handy unterwegs und können sich mit dem Laptop unter dem Arm auf einem der vielen Sitzecken gemütlich installieren, um ihre Arbeit ortsungebunden zu erledigen. Doch ist ein etwas persönlich ausgestatteter Arbeitsplatz, die regelmässige Begegnung mit Mitarbeitenden aus dem gleichen Team auch ausserhalb von Sitzungen nicht wichtig, um ein gewisses «heimisches Gefühl» im Büro aufkommen zu lassen? Schliesslich verbringen wir - selbst wenn wir einen Teil unserer Arbeit zu Hause erledigen - immer noch viele Stunden in der Firma. Da schätzt man vielleicht die Fotos der Kinder auf dem Pult, die Lieblingsteetasse oder die Pflanze, die mit einem die Stelle wechselte und dabei nie einging. Regelmässige Begegnungen mit dem gleichen Team bieten auch die Gelegenheit, zu bemerken, wenn es einem Kollegen nicht so gut zu gehen scheint. Bei der kurzen Begegnung auf dem Sofa in wechselnder Besetzung ist das schwieriger.



ESTHER GIRSBERGER

PUBLIZISTIN UND MODERATORIN

Die Autorin aus Zürich ist Publizistin, Moderatorin, Dozentin und Verfasserin mehrerer Bücher. Als Journalistin war sie unter anderem Chefredaktorin des «Tages-Anzeigers». Die ausgebildete Juristin (Dr. iur.) ist verheiratet und Mutter zweier Kinder. Sie ist Mitglied des Publizistischen Ausschusses der AZ Medien.

DIE KOLUMNISTEN

AUS POLITIK UND WIRTSCHAFT

KATJA GENTINETTA, POLITIKPHILOSOPHIN UND -BERATERIN

MARKUS GISLER, WIRTSCHAFTSPUBLIZIST

GEORG KREIS, EMERITIERTER PROFESSOR FÜR GESCHICHTE

PETER V. KUNZ, PROFESSOR FÜR WIRTSCHAFTSRECHT

ESTHER GIRSBERGER, PUBLIZISTIN UND MODERATORIN

OSWALD SIGG, EHEMALIGER BUNDESRATSPRECHER

GERHARD SCHWARZ, DIREKTOR VON AVENIR SUISSE

CHRISTIAN WANNER, EHEM. SOLOTHURNER FINANZDIREKTOR

Die Diskussionen rund um mögliche Massnahmen waren lang und intensiv. Zu meinem grossen Erstaunen wurde nur ein Thema nicht debattiert: ob die Resultate der Mitarbeitendenbefragung nicht zunächst analysiert werden müssten, bevor man gleich in Aktivismus verfällt. Auch ich leide nicht selten an Schlafstörungen. Aber lange nicht immer aus beruflichen Gründen. Manchmal trinkt man bei einem gemütlichen Abendessen ein Glas zu viel, hin und wieder ärgert einem der Partner so sehr, dass man den Schlaf nicht findet, und ab und zu bringt einen der pubertierende Sohn zur Weissglut - es gibt viele Gründe, nicht gut zu schlafen.

Heute gehört es zum guten Ton, unter einer «Störung» zu leiden

Heute aber ist es «in», sich ausgelaugt, matt oder beruflich überfordert zu fühlen. Es gehört fast schon zum guten Ton, Störungen zu haben und sie mit der beruflichen Situation in Verbindung zu bringen. Zugegeben, die Anforderungen am Arbeitsplatz sind gestiegen. Kaum jemand hat seinen Job noch auf sicher, praktisch kein Unternehmen mehr, das nicht Personal abbauen muss. Ist die psychische Gesundheit angeschlagen, kann das teuer zu stehen kommen. Also sind Überlegungen, wie man sich präventiv schützen kann, sicher gut investierte Gedanken. Wenn man aber gleich Stabsstellen schaffen will und den Bonus für Vorgesetzte von der möglichst geringen Anzahl psychischer Fälle abhängig macht, schießt man übers Ziel hinaus. Mit gesundem Menschenverstand, mit natürlichem Respekt gegenüber seinem Umfeld kann am ehesten erkannt werden, wie es um die Mitarbeitenden steht. Eine richtig dosierte Wertschätzung zum richtigen Zeitpunkt bewirkt mehr als beispielsweise die Externalisierung des Problems an eine Stabsstelle.

Die Antwort auf eine Frage blieb im Raume stehen: wie man mit Arbeitskräften umgeht, die nachweislich und «echt» mit psychischen Problemen zu kämpfen hatten. Die Dienstchefinnen und Dienstchefs der Stadtverwaltung gaben nämlich ehrlich zu, kaum jemanden anzustellen, aus deren Bewerbungsunterlagen hervorgeht, dass sie an einer Depression gelitten haben. Hier wäre anzusetzen. Zugunsten der finanziellen Lage der Sozialversicherungen. Und zugunsten des Individuums.

KOMMENTAR

Nur scheinbar aus den Augen, aus dem Sinn

Keinere Abfallhalden waren vor Jahrzehnten die normalste Sache der Welt. Alles Unbrauchbare aus Haushalt, Industrie und Gewerbe wurde in Gruben gekippt, die Bauern entsorgten so unter anderem ihr Altöl. Volle Gruben wurden mit Humus überdeckt, es wuchs buchstäblich Gras darüber, Kühe konnten wieder friedlich darauf weiden. So kam auch der Aargau zu vielen seiner 2500 Altlasten - über zehn pro Gemeinde.

Völlig unverstündlich aus heutiger Sicht, dass das Prinzip «aus den Augen, aus dem Sinn» auch 1978 noch hochgehalten und die Deponie Kölliken eröffnet wurde. In der Meinung, es sei besser, die Giffracht konzentriert an einem Ort zu haben. Ge-



von Hans Lüthi

Vor dreissig Jahren wurde die Sondermülldeponie Kölliken geschlossen - nun ist sie leer.

plagt durch Gestank und Lärm, Kollaps der Kläranlage und Kopfweh von Anwohnern erzwang die Gemeinde sieben Jahre später einen Deponiestopp. 30 Jahre später ist die ehemalige Tongrube für knapp 900 Millionen Franken leergeräumt. Es ist das Ende einer gigantischen Umweltsünde.

Geschichte ist die Deponie aber noch keineswegs: Weil man vor den Müll-Ablagerungen die schützende Tonschicht fahrlässig eingespart hat, muss nun ein Teil des verseuchten Untergrundes abgetragen werden. Erst die Probebohrungen werden zeigen, ob nur 20 000 oder bis zu 65 000 Tonnen Fels belastet sind. Und dann wird das Gelände wieder so aufgefüllt, wie es vor dem Tonabbau der Ziegelei Kölliken ausgesehen hat. Der gute Ton kam aus der Natur und hat die Basis für eine grosse Grube geschaffen. Die schlechte Musik in diesem Umweltdrama haben viel zu sorglose Menschen gespielt.

@ hans.luethi@azmedien.ch

«Ist es nicht ein besonderer Akt der Nächstenliebe?»

Wer frühzeitig mit seinen Angehörigen übers Organspenden spricht, nimmt ihnen möglicherweise eine schwerwiegende Entscheidung ab

Über den eigenen Tod nachzudenken, fällt einem schwer. Dass dieser möglicherweise auf nicht natürliche Weise zustande kommt und keine Zeit bleibt, sich darauf vorzubereiten, das fällt erst recht aus dem Rahmen des Vorstellbaren - umso mehr in jungen Jahren. Man wünscht es niemandem, natürlich auch sich selbst nicht.

Und doch passiert es, es passiert viel zu häufig. Erfüllt der Verstorbene die medizinischen Kriterien, kommt er theoretisch als Organspender infrage. Theoretisch. Praktisch werden hierzulande aber viel zu wenige Herzen, Lungen und Bauchspeicheldrüsen weitergegeben. Pro Million Einwohner gab es im vergangenen Jahr gerade mal 14,2 Spender. Die Schweiz bewegt sich damit im internationalen Vergleich im hintersten Drittel, in Spanien ist die Spenderate fast dreimal so hoch. Konsequenz davon: Pro Woche sterben bis zu zwei Personen, die auf der Warteliste für eine Organspende waren.

Das müsste nicht sein. Diese beiden könnten auch unsere Nachbarn, unsere Eltern, ja unsere Kinder sein - was die Frage obsolet macht, ob wir das so wollen. Ändern wir es also! Die Mög-

lichkeiten dazu haben wir selbst in der Hand. Und zwar auf politischer, aber vor allem auf persönlicher Ebene.

Beginnen wir bei uns selbst: Was ist so schlimm an der Vorstellung, dass jemand mit unseren Organen weiterlebt, wenn es uns mal nicht mehr geben sollte? Ist es nicht gerade ein besonderer Akt der Nächstenliebe? Selbstverständlich muss die Verstandlichkeit muss die grässliche Furcht, dass die Ärzte einen «ausweiden», bevor man hirn- oder herztot ist, hundertprozentig entkräftet werden - das ist dank einer doppelt abgestützten, unabhängigen Diagnose aber garantiert.

Leider bringt es nicht viel, grundsätzlich spendewillig zu sein, dies aber nur mit sich selbst ausgemacht zu haben. Tragen Sie einen Spenderausweis im Portemonnaie. Und noch viel wichtiger: Lassen Sie es Ihre Familienangehörigen wissen. Denn sie sind es, die bei einer nicht klaren Willensäußerung des Verstorbenen den Entscheid zur Organentnahme fällen müssen. Wollen Sie Ihren Liebsten zusätzlich zum grösstmöglichen Gefühlsschmerz wirklich noch eine solch schwerwiegende Aufgabe aufbürden?



PRO

Antonio Fumagalli
Inlandredaktor

DIE DEBATTE

Sollen wir alle Organspender werden?

Fast 1400 Menschen warten zurzeit in der Schweiz auf ein lebensrettendes Organ. Mit einem Aktionsplan wollen Bund und Kantone die Zahl der Organspenden bis 2018 um gut 60 Prozent steigern, wie sie diese Woche an einer Medienkonferenz bekannt gaben. Soll jeder von uns einen Spenderausweis mit sich tragen? Soll gar jeder, der sich nicht ausdrücklich dagegen verweigert, nach seinem Tod zum Organspender werden? Die Meinungen sind auch auf der Redaktion geteilt.

Was ist Ihre Meinung?
Diskutieren Sie online mit.
Pro und Kontra

«Spenden oder nicht spenden» - das ist für einmal keine Frage

Als Lebende würden wir doch alle gerne unsere Organe spenden - als Gehirntote können wir unseren Angehörigen ein Problem bereiten

Wenn man nicht gerade ägyptischer Pharaon ist oder Anhänger einer obskuren Religion, welche eine Art von integraler Wiedergeburt verspricht, kann man nicht gegen das Organspenden sein. Wenn jemandem mit Teilen unseres Körpers, den wir nach dem Tod «nicht mehr brauchen», geholfen werden kann, ein menschenwürdigeres Leben zu führen, dagegen ist kaum etwas einzuwenden.

Wo man etwas vorsichtiger sein sollte, ist beim Umgang mit der Organspenderei. «Opting out» - dass man explizit erklären muss, nicht spenden zu wollen, würde zwar sicher zu mehr verwertbaren Organen führen. Aber diese Praxis entspricht nicht unseren Rechts- und Moralvorstellungen. Das verstehen wir nicht unter «Freiwilligkeit» - und ihr Anderes ist eben Zwang. Zwang, Organe zu spenden, das wollen wir nicht. Mein Leib ist «meiner» - ob ich ihn als wandelndes Ersatzteillager empfinde oder ob das keine Rolle spielt, sollen nicht andere entscheiden.

Das kann kein Argument sein, einverstanden. Und wir wollen das auch mal beiseitestellen. In der Praxis kann sich aber die paradoxe Situation ergeben, dass wir als Lebende spendewillig sind.

Als Gehirntote auf dem Operationstisch sind wir das auch noch, aber das Problem stellt sich dann den Angehörigen. Sie müssen einwilligen, dass mir, dem Gehirntoten, Organe entnommen werden. Und das ist nicht ganz komplikationslos. Es gibt Eltern, die am «Totenbett» ihres Sohnes, sich eigentlich ganz klar darüber waren, dass ihrem Sohn, der das auch gewollt hatte, Organe entnommen würden. Der Sohn war beim Skifahren verunglückt und klar gehirntot. Aber der Körper, der da auf dem Tisch lag, funktionierte noch. Er fühlte sich warm an und zeigte auch noch Reflexe, die man als «Schmerzempfindungen» interpretieren kann. Die Eltern machten sich, obwohl die Situation moralisch eindeutig war, später Vorwürfe. Sie hätten das nicht zulassen dürfen. Auch Tote haben eine Würde.

«Schmerz empfinden» mag eine Gehirnfunktion sein. Sie stammt aber aus dem Rückenmark. Wir definieren uns als bewusstes Selbst und Bewusstsein gibt es nicht ohne Gehirn. So weit ist alles klar. Aber manchmal eben doch nicht. Organe spenden ist moralisch eindeutig. Aber für Angehörige manchmal doch recht schwierig.



KONTRA

Christoph Bopp
Autor und Redaktor